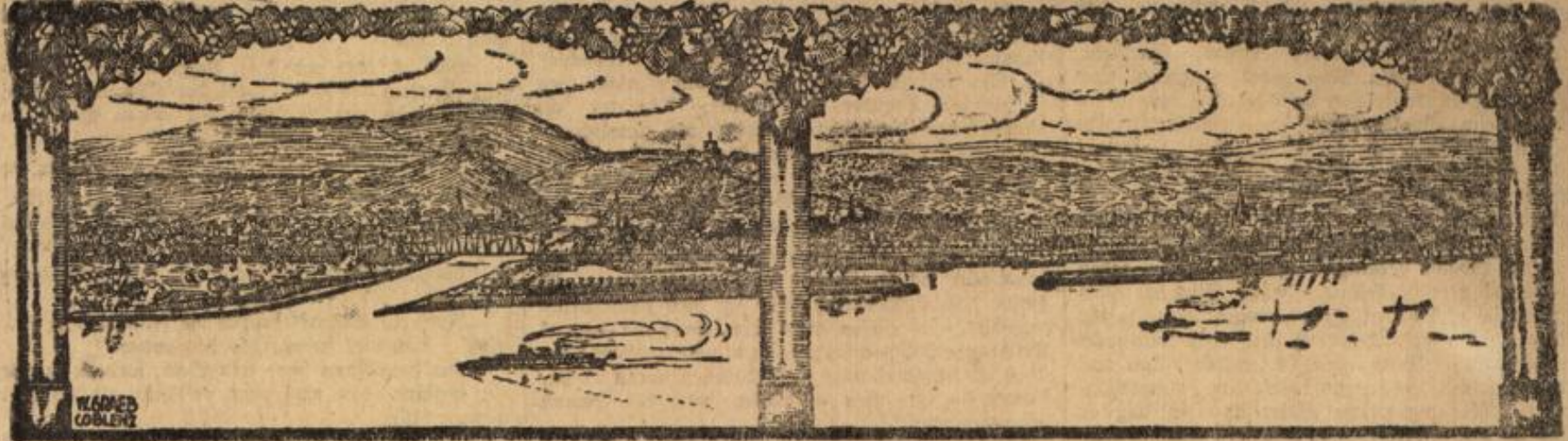


Rhein und Lahn



Nummer 1

Verantwortlicher Schriftleiter:
Otto Richard Wanningen

Sonntag, 2. Januar 1921

Druck u. Verlag: Buchdruckerei Fr. Schickel
(Zugl.: Fr. Mohr); sämtlich in Oberlahnstein

3. Jahrgang

Der Abreißkalender

Von meinem Abreißkalender für das Jahr 1920 habe ich soeben das letzte Blatt abgerissen, den 31. Januar. Ein Duzend leere weiße Blätter sind angeheftet und warten darauf, daß man sie beschreiben solle. Oder weisen sie etwa hin auf die Tage des kommenden Jahres, die für uns noch unbeschriebene Blätter sind? Wollen sie uns entgegenrufen: Siehe, so wie wir sind heute noch für dich die Tage und Wochen des kommenden Jahres: licht, verheißungsvoll aber zugleich auch leer. An dir liegt es, ihnen einen Inhalt zu geben, der ohne Makel ist. In deiner Brust sind meines Schicksals Sterne! Wir gemahnen dich, nachzudenken über das vergangene Jahr und aus ihm zu lernen, was im kommenden besser gemacht werden muß. Wir gemahnen dich, jeden Menschen, der dir im neuen Jahre in den Weg tritt, als gut, edel und rein zu betrachten, solange er dir nicht das Gegenteil beweist. Wir empfehlen dir, in bestimmten Zeitabschnitten ein Merkblatt oder mehrere einzulegen und Selbstzensurprüfung zu halten über die Vergangenheit, auf daß die Zukunft eine bessere werde. Wir erinnern dich daran, daß auch einmal das letzte Blatt in deinem Abreißkalender gekommen sein wird, auf das kein neues mehr folgt; wohl dir, wenn du dann die Merkblätter nicht überschlagen hast.

Neben den leeren weißen Blättern enthält der Abreißkalender in der oberen Blechhülle die Reste der abgerissenen Blätter. Auf kaum zwei Zentimeter Dicke waren die 365 Tage des Jahres zusammengepreßt und welche Fülle von Ereignissen enthielt das vergangene Jahr, das nun in der Aeonen Schöpfung unterging. Die einzelnen Blätter sind abgerissen, weggeworfen und haben nur einen kümmerlichen unansehnlichen Rest hinterlassen, der uns nicht erfreuen kann. Und auch diese Reste wandern heute in den Papiertorb. Es bleibt also nichts vom alten Jahre übrig.

Die meisten Menschen haben denn auch das alte Jahr mit dem Wechsel des Abreißkalenders begraben. Der neue Abreißkalender wird aufgehängt und das Abreißen der einzelnen Datumszettel beginnt von neuem. Man vergißt so leicht. Besonders in der heutigen Zeit. Man vergißt täglich den vergangenen Tag und jährlich das vergangene Jahr, man schöpft immer aus dem vollen Neuen. Man vergißt die alten Menschen, denen man Dank schuldet, um sich neuen zuzuwenden, man vergißt die alten Schulden, um neue zu machen, man vergißt die alten Fehler, um neue zu begehen, man reißt das Blatt, das einen Tag in unserem Leben bedeutet, aus und wirft es weg. Auch das Leben.

Aus diesen Gründen habe ich mir für das Jahr 1921 keinen neuen Abreißkalender gekauft, sondern einen Kalender, der wie eine Sonnenuhr aussieht. Er leuchtet zwar nicht, wird aber wie die Sonnenuhr beleuchtet. In der obersten Hälfte befindet sich ein kreisrunder heller Ausschnitt, auf dem nach Ablauf eines Monats automatisch durch die Drehung

eines Zeigers der nächste Monat erscheint. Den Hauptplatz nimmt die Sonnenuhr ein. Der äußere weiße Rand ist mit den Wochentagen ausgefüllt, der innere schwarze Rand mit den Zahlen 1 bis 31, und im Zentrum steht ein goldener Zeiger, den man täglich nur um zwei Millimeter zu verschieben braucht.

Die Vorteile, die dieser neuartige Wandkalender aufweist, sind sehr vielseitige.

Täglich sieht man sämtliche Tage des Monats, die vergangenen wie die kommenden, in großer Uebersichtlichkeit und Eindringlichkeit vor dem Beschauer. Ein Tag ist wie der andere, die Ziffern sind alle weiß auf schwarzem Felde, jeder Tag, sei es Sonntag oder Werktag, bringt Pflichten und Freuden, bringt uns neue Verantwortung, fordert uns von uns Rechenschaft. Unhörbar leise und unmerklich wie die Zeit selbst schreitet der Zeiger vorwärts; wie die Taschenuhr die Sekunden, Minuten und Stunden, zeigt er die Tage, Wochen und Monate an; alle sind sie gleich, alle treten sich uns an, wir freuen uns, noch so viele Tage vor uns zu haben, oder noch so wenige, wenn ein Glück uns erwartet. Es wird nichts abgerissen, nichts ausgetilgt, alles erscheint wieder. Alles wiederholt sich nur im Leben. Es kommt nur darauf an, wie die Wiederholung ausgeführt wird.

So ist der neue Kalender ein kleiner, lieber Philosoph, der noch viele andere Weisheiten enthält, die hier nicht mitgeteilt seien. Wer sie wissen will, kaufe sich selbst solch einen Kalender oder fertige sich einen solchen an, dann wird er ihm noch mehr Freude bereiten.

der Sonnenuhrkalender

Neujahrsglocken

In den Lüften schwellendes Gedröhne,
leucht wie Salme beugt der Wind die Töne:
Ist verhallen, die zum ersten Malen,
neu Gelächte hebt sich aus den Tiefen.
Große Meere, nicht ein Engler Rufen!
Wohllaut flutet ohne Strand und Ufer.

Conrad Ferdinand Meyer

Die gespenstigen Becher auf Lahneck

Ein laubstummer Bursche aus Braubach wollte eines Abends spät auf Lahneck ein Eulenest aufheben, und wie er so im alten Gemäuer umherklettert, kommt Mitternacht heran, und wie er zu den Fenstern der Schloßkapelle hineinspäht, sind alle sieben spitzbogigen Fenster hell erleuchtet. Er klettert vollends empor, findet die Tür der verfallenen Kapelle, und wie er öffnet, sieht er in dem einstmaligen heiligen Ulrich geweihten Gotteshaus eine zahlreiche Schar in der Tracht der Landsknechte des dreißigjährigen Krieges, die zechen und würfeln und spielen Karten und haben wohl auch wüßig gelärmt und gesungen beim Anstoßen mit den hohen Humpen; aber das konnte der Laubstummer nicht hören. Den heiligen Ulrich werden sie schwerlich angerufen haben. Doch bekam unser herzhafter Jüngling einen Wind,

er sollte sich setzen und mitwürfeln und mittrinken, und man zeigte ihm, daß zu seinen Füßen ein Schatz vergraben sei, den er heben solle, doch da hatte den Jüngling der Mut verlassen, er stand wie versteinert und riß die Augen auf; mit einmal erloschen die Lichter, und ein kalter Windzug ging durch die zerbrochenen Fenster, daß den Burschen ein Frösteln durchlief und er schleunigst nach Lahneck hinunterstieg. Es wird da wohl die Geisterstunde vorüber gewesen sein. Mit Mühe hat in seiner Weise der Laubstummer das Erlebnis erzählt, ist aber nie in seinem Leben zu bewegen gewesen, nochmal die Burg zu ersteigen. Der Schatz liegt also wohl noch auf der alten Stelle.

Es soll übrigens anno 1646 eine Anzahl schwedischer Schnapphähne das schwach besetzte Lahneck überrumpelt und rein ausgeraubt haben. Keinerlei Störung fürchtend, haben sie sich in der Kapelle niedergelassen und sie greulich entweiht mit Gefäuf und Gespielen. Inzwischen gelangte unbemerkt der abwesend gewesene Schloßvogt mit einer Anzahl Bürger durch ein Hinterpförtchen auf die Burg. Die Räuber wurden über dem Würfeln in der Kapelle ergriffen, ihrer etliche aus den Fenstern hinabgestürzt, während die andern in die Stallungen im Schloßgraben flüchteten, wo man sie aber hervorzog und niederstieß. Von diesen soll das spukhafte Wesen herrühren, das manchmal in dem alten Gemäuer sich zeigt. Seit die Burg aber wieder heimlich geworden ist, ist damit das unheimliche Geistertreiben verschwunden.

Die feurigen Kämpfer am Schlierbach

An der Stelle, wo die Gemarkungen von Braubach und Lahneck sich scheiden, fließt der kleine Schlierbach in den Rhein. Eine Straße führt durch das Tal hinauf nach Frucht, wo in der Kirche das Erbbegräbnis der reichsfreiherrlichen Familie von Stern ist, und weiterhin hinunter nach Emis. In diesem Schlierbachtal ist es nicht geheuer, denn dort treffen sich allnächtlich um die Geisterstunde zwei glühende Männer, einer kommt von Braubach her, der andere von Lahneck, sie rennen alsbald so heftig gegeneinander, daß Funken wie Regentropfen sie umsprühen. Dann kämpfen die Männer solange, bis sie beide zur Erde stürzen, einer von des andern Schwert durchbohrt. Einmal hat ein Bürger aus Lahneck den Braubacher Kämpfer ganz aus der Nähe gesehen, wie er gerade zum Kampfplatz eilte, er leuchtete so, daß man alle seine Rippen deutlich schimmern sah. Auch an der Benzelskapelle ist es nicht geheuer, da sind auch des Nachts feurige Gestalten gesehen worden, die herumhüpfen und Eulengesichter hatten. Im Jahre 1795 ist an der Stelle ein Schatz spanischer Goldmünzen gefunden worden und beim weiteren Graben fand sich die verwitterte Uniform eines Husaren. Heute hupfen an dieser Stelle allabendlich die Signallichter der Eisenbahn und glühen hoch in der Luft die elektrischen Vogenlichter des Güterbahnhofes, selbst noch nach der Geisterstunde.

Die Kadriachsjage

Bei dem Ritter Sibo von Lorch klopfte einmal ein kleines, graues Männlein an und bat um Nachherberge. Der Ritter aber nahm es nicht auf. „Das will ich dir heimgahlen,“ brummte das Männlein und verschwand. Am andern Tage war die zwölfjährige Tochter des Ritters, Garlinde, spurlos verschwunden. Man suchte vergebens nach ihr. Ein Hirtensnabe aber hatte gesehen, wie sie im Walde beim Blumenspielen von einem kleinen, grauen Männlein ergriffen worden war. „Gewiß haben die Berggeister sie entführt“, meinte der Knabe. Es war wirklich so. Als man sich umschaute, sah man Garlinde auf dem Gipfel des Kadriach, in dem die Männlein hausten.

Viele Monate vergingen, aber die Geister gaben das Mädchen nicht heraus. Ritter Sibo bot alles auf, um sie zu befreien, aber niemand konnte zu ihr gelangen. Der Kadriach war so steil, daß man nicht hinauf konnte. Wenn einer es versuchte, kam von oben ein solcher Sturzregen herab, daß er umkehren mußte. Der unglückliche Vater sah ein, daß er selber an dem Verluste seines Kindes schuldig war durch seine Viehlosigkeit, bekehrte sich und ward mildtätig gegen die Armen. Es half aber nichts, Garlinde kam und kam nicht wieder.

Da kehrte der junge Ritter Rutilius aus dem Kriege nach Hause zurück und hörte von dem Unglück. Er erbot sich, Garlinde zu befreien. Als er am Fuße des Kadriach stand, ward sein Mut arg klein. Der Aufstieg war rein unmöglich. Berzagt wollte er heimgehen, da ward er am Arm gezogen, und ein kleines, graues Weiblein stand vor ihm. Das gab ihm ein silbernes Glöcklein und sagte: „Gehe damit ins Wispertal zu meinem Bruder, und bitte ihn, er möge dir eine Leiter machen, so hoch wie der Kadriach. Er wird es tun.“ Das Weiblein beschrieb auch genau die Stelle, an der Rutilius dem Alten schellen sollte. Er bedankte sich, ging und fand den Ort, den ihm die Alte genannt hatte. Auf sein Läuten erschien ein graues Zwerglein, dem sagte er seine Bitte. Der Alte wollte ihm helfen und bestellte ihn auf den anderen Morgen an den Fuß des Kadriach.

Mit Tagesgrauen stand Rutilius schon da, aber die Bergmännlein waren noch schlüfer gewesen. Sie hatten in der Nacht tüchtig geschlafen; denn schon stand die Leiter himmelhoch am Kadriach und war gut befestigt. Ohne Besinnen kletterte Rutilius hinauf und stand bald oben und sah Garlinde im Schatten eines Rosenbusches schlummern. Sie erwachte, und er erzählte ihr, daß sie jetzt befreit sei. Sofort kamen auch die Bergmännlein. Sie waren zwar unwillig über ihren Bruder aus dem Wispertal, der geholfen hatte, aber sie gaben das Mädchen frei. Ehe sie ging, ward Garlinde von dem alten Mütterchen reich beschenkt. Rutilius mußte wieder die Leiter hinabsteigen, Garlinde aber ward von den Männlein durch den Berg an den Rhein geführt.

Da war die Freude groß bei Sibo von Lorch, als er sein einziges Kind wieder hatte! Garlinde wurde Rutilius Gemahlin, und sie lebten glücklich bis an ihr Ende. Die Leiter stand noch lange am Kadriach, bis Wind und Wetter sie zerstörten. Der Aufstieg auf den Kadriach heißt heute noch die Teufelsleiter.

Die kluge Frau

Sylvester-Skizze
von Paul Bliz

An jedem Sylvesterabend erschien — wie dies nun schon zum zehnten Male geschah, bei der schönen Frau Bergemann ein Dienstmann und brachte einen Strauß ganz prächtiger La France-Rosen für die Frau des Hauses, und in dem Strauß versteckt war eine kleine weiße Karte, die — wie alljährlich — die paar Worte enthielt: „Zum Andenken an frohe Stunden. Ein alter Freund.“

Und Frau Emma nahm den Strauß entgegen, errötete lächelnd und sagte dann zu ihrem Mann: „Bist du mir wirklich, wer der gute alte Freund ist?“

Darauf drohte der Gatte dann mit einem schelmischen Lächeln und meinte: „Höre mal, liebe Emma, wenn ich nicht ein so guter Ehemann wäre, müßte ich jetzt wirklich eifersüchtig werden.“

So hatte sich seit Jahren dieselbe Szene in ganz derselben Weise stets an jedem Sylvesterabend abgespielt, und so verlief sie auch diesmal wieder.

Die Kinderschar umtanzte jubelnd den Gabentisch, und alle Festteilnehmer waren mehr oder minder mit den Geschenken beschäftigt. Nur die Frau des Hauses allein stand abseits, sah mit träumenden Augen auf die Rosen und hing den Gedanken an die Vergangenheit nach, — wer mochte dieser alte Freund wohl sein? Wer war er, der in so stummer Verehrung jahraus, jahrein ihrer gedachte? — Sie grübelte lange, aber sie wußte nicht, wen sie für den Spender halten sollte. Da trat ihr Mann heran, beobachtete sie mit einem kühnlich zufriedenen Lächeln und fragte dann: „Nun Frauenchen, hast du denn für gar nichts anderes mehr Augen, als für diese anonyme Spende?“

Frau Emma erschraf, errötete auch ein wenig, als ob man sie auf verbotenen Pfaden ertappt hätte, dann aber lächelte sie mit offenerzigen Augen und antwortete: „Eigentlich sollte ich doch schon daran gewöhnt sein, diesen anonymen Gruß als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, und trotzdem freizeichne ich mich jedesmal aufs neue darüber, wenn er ankommt. — ja, offen gestanden, bevor der Strauß abgegeben war.“

Der Gatte lächelte sehr fein, dann fragte er: „Nun, und wenn in diesem Jahr kein Strauß gekommen wäre?“

Er stellte sich erstaunt und sah sie fragend an. Lächelnd nickte sie. „Wäre jetzt kein Gruß von dem anonymen Verehrer gekommen, so hätte ich mir so gar nicht vorstellen können, daß ich eine alte Frau geworden, jetzt bist du ja ein junges Mädchen, jetzt hält man es nicht mehr der Mühe wert, dir Guldigungen darzubringen — und das tut weh, selbst wenn man auch wirklich schon zu altern beginnt.“

„Und das sagt eine Frau, deren drei glückliche Jungen dort herumtollen?“ spöttelte er.

„Lieber Emil, so ganz wird ein Mann seine Frau nie verstehen lernen, daß er von dem Geheimsten ihrer Seele den Schleier heben könnte,“ sagte sie ernst, ging aber sogleich wieder zu einem heiteren Ton über und scherzte: „Nebenbei wollen wir uns keine unnützen Sorgen machen, denn der Strauß, das Zeichen der stummen Verehrung, ist ja gekommen, mithin also meine Zauberkraft auf Männerherzen noch nicht entwichen. — und nun kommt, freuen wir uns mit den Kindern!“

Einige Zeit später machte Frau Emma durch einen Zufall eine Entdeckung, die sie erst ganz sprachlos machte. Sie erfuhr, wer der Spender der Rosensträuße war, — ihr eigener Mann war es!

Zuerst war sie ganz starr von Schreck, nach und nach aber, als sie alles ganz genau bedachte, rang sich Empörung hoch in ihr und betrauerte ihr Jörn und Aeger.

Wie konnte er es wagen, sich so über ihre Eitelkeit lustig zu machen, — also mußte er selber es schon anerkannt haben, daß sie ältere und daß ihre Reize schwanden, — denn die Buketts hatte er doch nur gesandt, um ihrer Stille zu schmeicheln, um sie glänzen zu machen, daß sie noch Männer bezaubern könne, — und alles das, nur, damit sie nicht das Entschwinden ihrer Jugend merkte — o, das war mehr als empörend! Das war geradezu herzlos gehandelt! — Und dann schluchzte sie laut auf und überließ sich minutenlang ihrem Schmerz.

Als sie sich aber auszuweinen hatte, wurde sie nach und nach ruhiger und überdachte die Sache klar und nüchtern, und da kam sie dann langsam zu der Einsicht, daß es ja auch zuträufelnd von ihrem Mann war, wenn er auf eine so harmlose Art und Weise, sie darüber hinwegzureden wollte, daß ihm unendlich Reize von Jahr zu Jahr mehr entzogen, — als sie diesem Gedanken weiter nachging, kam sie allmählich dahin, die Schuld des Mannes nicht mehr gar so arg zu finden; ganz aber konnte sie ihm den Streich doch nicht verzeihen, und deshalb nahm sie sich nun vor, von ihrer Entdeckung kein Wort zu verraten, dagegen aber auf ein Mittel zu finnen, das auch ihn ein wenig aus seiner Ruhe brächte.

Als der nächste Sylvesterabend herankam, verhielt sich die Familie wieder um den Gabentisch und wieder umhulsten die tollen Kinder den mit Gaben reich beladenen Tisch.

Und abermals kam auch das prächtige La France-Rosen-Bukett von dem anonymen Verehrer an.

Frau Emma machte wiederum das erstaunte Gesicht und tat, als ob sie von der ganzen Komödie nicht die leiseste Ahnung hätte.

Alles verlief programmäßig, wie es sich seit Jahren schon zu entwickeln pflegte.

Da plötzlich geschah etwas Unerwartetes, etwas ganz Neues.

Während Herr und Frau Bergemann am Gabentisch standen und dem Jubel der Kleinen zusahen, kam plötzlich das Mädchen mit einem großen in Seidenpapier gehüllt enGegenstand herein.

„Dies ist soeben von einem Dienstmann für die gnädige Frau abgegeben.“

„Für mich?“ rief Frau Emma, trat erstaunt näher und wickelte die Umhüllungen auseinander.

Auch der Gatte trat langsam, aber neugierig heran.

„Noch ein Bukett!“ jubelte die Frau, „Sieh doch bloß! Noch viel schöner als das andere!“

Aber der Mann sagte kein Wort, sondern machte ein Gesicht, das man eher verblüfft als erstaunt nennen kann.

„Ja, freust Du Dich denn gar nicht, Mann?“ rief sie fast ausgelassen. „Du solltest doch einfach stolz sein, daß Deine alte Frau noch so viel Eroberungen machen konnte!“

„Von wem sind denn die Blumen?“ fragte er.

„Ja, mein Gott, wie soll ich denn das wissen! Jedenfalls doch von dem „guten alten Freund“, der mir in diesem Jahre eine Extrastunde bereiten will.“

Während die so begeisterte kleine Frau die Blumen bestaunte, wurde das Gesicht des Eheherrn länger und länger, und nur mit knapper Not konnte er seinen Ärger verbergen.

„Ist denn keine Karte dabei?“ fragte er endlich ganz kleinlaut.

„Gott bewahre!“ rief sie heiter, „ich habe auch schon den ganzen Strauß danach abgesehen.“

„Sonderbar!“ meinte er nur.

Nach einem Weilschen fragte sie ganz harmlos: „Mir scheint, Du freust Dich wirklich nicht?“

„Dazu habe ich doch wirklich auch keine Veranlassung,“ entgegnete er kühl.

„Ach Mann, Du bist wohl gar eifersüchtig?“

„Und wenn ich es wäre, dann hätte ich wohl ein Recht dazu.“

„Ein Recht? Wieso denn?“ rief sie heiter.

„Nun, eine Mutter von drei Kindern läßt sich doch nicht in der Weise mehr Guldigungen darbringen wie Du es tust.“

Jetzt lachte sie laut auf: „Aber wenn ich denn dafür? Ich kenne ja den Spender der beiden Sträuße gar nicht!“

„Den Spender? Wer sagt Dir denn, daß die beiden Buketts von einer und derselben Person herühren?“

Ganz harmlos und erstaunt sah sie ihn an und fragte: „Ja, weshalb bezweifelst Du denn, daß sie nicht beide von dem alten Freund sind?“

„Ich habe gute Gründe.“

„Aber dann sprich doch.“

Einem Augenblick schweig er, holte tief Atem, und dann antwortete er: „Nun denn, da Du es durchaus wissen willst: die Sträuße, die allmählich für Dich ankamen, sind von mir, der „alte Freund“ war ich.“ Fragend sah er sie an.

Und auch sie blickte ihn stumm fragend an. Endlich sprach sie: „Und weshalb spielst Du mir diese kleine Komödie vor?“

„Weil ich die Frauen kenne, und weil ich weiß, daß sie glücklich sind, wenn ihr Selbstvertrauen stets gestärkt wird —, um Dir das zu erhalten, machte ich dich glauben, daß Deine Macht über Männerherzen noch nicht zu Ende sei, und deshalb mußte der alte Freund Dein Verehrer bleiben.“

Sie lächelte fein: „Du bist ein großer Frauenkenner. Aber auch ich kenne die Männer. Ich wollte einmal probieren, ob ich schon zu alt sei, daß Du meinnetwegen nicht mehr eifersüchtig werden würdest. Nun kann ich ja beruhigt sein, denn Du bist glänzend reingefallen auf meine Probe.“

Erstaunt sah er sie an.

Und lächelnd sprach sie weiter: „Ich wußte nämlich, daß Du der „alte Freund“ seist, und deshalb habe ich mir das zweite Bukett heute selber schicken lassen —, um Dich zu strafen!“

Einem Augenblick sah er sie starr und stumm an, dann aber ging er zu ihr und zog sie lachend an sich. Und dann, als die Uhr die zwölfte Stunde schlug und die Gläser einanderklangen, gab es einen hellen Ton, der wie jubelnde Freunde das neue Jahr einläutete.

Bedeutung des Fiebers

Von Dr. M. Schweisheimer-M.

Eine Erhöhung der Körpertemperatur über das normale Maß hinaus wird als Fieber bezeichnet. Das Fieber steigt selten über 40 bis 41 Grad C. Ausnahmeweise wurden Temperaturen bis 45 Grad C. beschrieben, ja, es ist der Fall einer Wirbelverletzung beobachtet worden, bei dem sich die Körpertemperatur bis zu 50 Grad C. erhob und gleichwohl Genesung eintrat. Das sind aber außergewöhnliche Ausfälle. Die direkte Ursache des Fiebers ist in einer Reizung des Wärmegentrums im Gehirn durch giftige Stoffe, meist bakteriellen Ursprungs zu erblicken. Von besonderer Wichtigkeit ist die Frage nach der Bedeutung des Fiebers. Je nach der Auffassung, die darüber herrscht, ist nämlich auch die Behandlung der behandelnden Heilkunde eine andere. In früheren Zeiten, als das Fieber noch für eine Krankheit an sich galt, ging das Bestreben dahin, diese Krankheit zu beseitigen, die erhöhte Körpertemperatur mit Arzneimitteln und physikalischen Maßnahmen (Bäder, Wickel) auf das normale Maß herabzudrücken. In der heutigen Heilkunde hat man wieder etwas mehr Ehrfurcht vor den natürlichen Heilbestrebungen des Körpers und hütet sich wohl, wenn nicht zwingende Gründe vorliegen, in die eigenen Schutzmaßnahmen des Organismus verwickelnd einzugreifen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet die moderne Pathologie auch das Fieber: als Ausdruck einer Widerstandskraft des Körpers. Ihre Tätigkeit beginnt ausgedehnt, sobald eine Beeinträchtigung der lebenswichtigen Regelmäßigkeit des normalen Lebensverlaufs droht. Gleich den weissen Blutkörperchen und den Immunitätsstoffen des Blutes gehört das Fieber mit in erster Linie zu den Wächtern der Gesundheit. Die Erhöhung der Körpertemperatur, das Fieber, ist keineswegs eine Krankheit an sich, sondern nur das Anzeichen einer solchen.

(Schluß folgt).

Vom „Fürchtigmachen“ der kleinen Kinder

Eine Mauderei für Mütter

von F. R. Staubitz

Ich blättere in meinem Schiller und finde in den Gesprächen mit Christine von Wurm einen Auspruch, den ich allen Müttern des Volkes zurufen möchte: Man sollte den Menschen zum halben Gott bilden, wenn man ihn durch Erziehung alle Furcht zu beseitigen sucht. Nichts in der Welt kann den Menschen sonst unglücklich machen, als bloß und allein die Furcht. Die Furcht sollte uns also durch Erziehung genommen werden. Was tun wir aber? Wir häufen diese Furcht ins Unermeßliche und zu der angeborenen kommt noch eine zweite Last an: erzogene. Selbst vor dem ganzen Alter unserer einjährigen Kleinen schrecken wir nicht zurück. Da wird an die Lär gepostet oder mit dem großen Hund gedroht, der da kommt und beißt. Auch der Dämon mit dem Saal oder der schwarze Mann ist ein beliebtes Schreckmittel, wenn nicht gar der große Unfug geschieht, verkleidet als Schreckgestalt zu erscheinen. Wenn wir wüßten, welche schreckliche Verwirrung wir in all den Kinderköpfen anrichten, die bis zu ihrem vierten, fünften Jahr doch noch so viel Vertrauen zu uns haben, was wir ihnen sagen, zu glauben, wenn wir das wüßten, es erschröcke uns jedes Fürchtigmachen in der Kneble. Aber es ist doch so bequem, wenn der kleine Schreier mit einem Male still wird, wenn der schwarze Mann kommt. Die Angst heißt ihn still sein, aber die Ursache des Schreies ist nicht gehoben. Und wehe der Mutter, wenn das Kind größer wird und dahinter kommt, daß der Hund gar nicht beißt und der schwarze Mann nicht existiert. Dann aber ist das Vertrauen zur Mutter untergraben, die Achtung fort; denn die Mutter lügt ja, dann braucht man ja auch nicht

so zu folgen, dann wachsen die Ungezogenheiten wie Unkraut, üppig und wild, und wir sehen verzweifelt, wie sie so ungezogen sind.

Das müßte aber heißen: so als ob gegen. Und nicht den Kindern, uns selbst müßten wir die Schuld beitreffen. Wie kann aus einem solchen jammern, kleinen Menschen, da so hilflos zur Welt kommt, das so ganz auf unsere Liebe und Fürsorge angewiesen ist, ein solch unartiges Wesen werden? Gewiß, es gibt ererbte Fehler, für die ist aber das Kind auch nicht verantwortlich zu machen. Das eine neigt zum Eigensinn, das andere zur Lüge, zur Verstocktheit, zur Unverträglichkeit; es leidet sich eine große Menge anzuhängen. Aber da soll unser Scharfsinn einsetzen, da sollen wir als Mutter vorbeugen können, da wir es verstehen, die schlechten Triebe der Dämonenpflanze abzuwürgen, daß sie nach und nach verdorren. Nicht einem eigensinnigen Kind gegenüberstehen, das reist ja gerade seinen Trotz. Da heißt es ruhig und gütig bleiben, wenn es auch noch so schwer fällt, da heißt es, freundlich zu reden: komm, hilf mir da, willst du mir das holen. Oder wenn es lügt und nascht. Wenn immer wieder der Zucker fehlt und ein unschuldsvoll aussehendes Mädelgesichtchen fest beharrt, nicht der Missetäter zu sein. Wenn wir sprachlos sind über die Kühnheit der Ekelgeheimnisse. Sollen wir da nicht dreinschlagen? Nein, niemals. Denn mit jedem Schlag wächst doch ein giftiger Trieb zur starken Raste und umschlingt sein armes Opfer nur noch fester. Auch hier gütig bleiben und bestimmt sagen: Ich weiß, daß du es warst. Sei mal, nur du hast gewußt, wo es steht. Du hast gesehen, wie ich ihn dahin gestellt. Nun füllten wir die Büchse wieder. Du darfst sie selber füllen und hintragen, und dann schauen wir beide jeden Tag nach, ob nichts fehlt. Und wenn du es fertig bringst, nichts mehr herausnehmen, bist du ein Held. An unserer Liebe und Güte, an unserer Verzeihenheit wird alle Verstocktheit alle Lüge, aller Trotz scheitern; sie allein vermögen über solche Unarten Herr zu werden.

Was aber geben wir unseren kleinen Sündern? Wir jagen ihnen Furcht ein. Oder wenn die Geduld reißt — und das dauert nicht lange — dann bricht unser Zorn los. Dann schimpfen und schreien, dann schlagen wir drauf zu, wir sperren die Widerstehenden womöglich ein und wünschen alle Schrecken herab, sind böse mit ihnen — bis wir uns ausgetobt haben und meinen, nun ist alles wieder gut. Wir machen es so, weil wir es nicht anders wissen, weil uns Müttern keine Stelle zur Belehrung ward, weil wir unsere Ehe gründeten, ohne zu wissen, welche schwere Pflichten uns auferlegt sind. Weil wir glaubten, wenn unsere Kinder essen und trinken und kauderale Kleidung hätten, wäre es getan.

Was brauchte die Mutter des Volkes auch mehr zu wissen? Brauchte der Staat auch ein Volk, das seiner Lasten und Fehler ledig dastände, sich nicht fürchtete, ein freies Volk auf freiem Grunde? Unser Staat aber braucht es. Frei von Furcht und frei von Haß. Ein Volk, das sich selbst vertraut und auf festen Füßen durchs Leben schreitet. Und dieses Volk zu schaffen ist unser Werk, ihr Mütter. Ihr habt das Pflänzchen in der Hand, wenn sein Wachstum noch zu beeinflussen ist. Seid ihm ein guter Gärtner!

St. Gotthard

Eine Geschichte aus vergangener Zeit

Von Ernst Zahn

Der Barmherzige

„Segne mein Tagewerk, mein Gott,“ betete Isidor der Mönch.

Unter den Zinnen und Türmen der Berge des heiligen Gotthard hob des Tages erstes Leuchten an. Klammern aus purem Golde lockten unsichtbar. Die Klippe zuckte ihre Vorläufer hoch und hell um in den Himmel ragende Zaden. Die Wolkennögen gewannen Farbe, ein schimmerndes Blau übertraf das Aufgewölbe und wurde tiefer, tiefer, bis es Italiens Himmelsazur an wunderbarem Glanz übertraf. Der Mönch stand wie in einem Tempel, dessen Säulen die gewaltigen Berge und dessen Dach der morgenstrahlende Aetherraum.

„Segne mein Tagewerk, Gewaltiger des Himmels,“ flüsterte der frühe Peter wieder.

Sein Auge suchte trunken in das erwachende Licht. Seine breite Brust atmete in großen Zügen des Morgens Eishauch ein.

So er betete, war ein Hügel, an dessen Fuß ein steingefügtes schmuckloses Gebäude sich erhob. Das war das Hospiz, der Rastort der Mäden, der Schmachenden Labstatt, der aus Stürmen Geborgenen Obdach und je auch der von den Berggewalten Verschmetzten Totenhaus.

Die vier armenigen Mauern hatten eine armelige Geschichte. Die Barmherzigkeit hauste jenseits jahrelang darinnen zum Segen aller Bergpilger und verschlich darauf wieder auf lange Zeit seine vor ihrer Schwester Entehrung, mit der es auf dem Berge zusammen zu wohnen galt. Mailändische Mönche hatten zuletzt lieblichen Amtes im Schirmhaufe gewaltet. Peter Isidor, der Uesener, den ein Gelübde an ein bündnerisches Kloster band, war vor zwei Jahren in deren Erbschaft getreten. Sein Wert gedieh.

Eine Erzählung erfüllte die morgentühle Luft. Der Mönch war hinabgestiegen zu der kleinen Kapelle, welche unweit des Schirmhauses zwischen zwei Felsenbrocken stand. Von seinem Arm gerührt, himmelte das Mädel seinen Ruf zur Meute hinüber zum größeren Bau und weit über Saumweg und Trümmern, über die in Totenruhe lachenden Seen, bis er im nördlichen Grenzgeflüß verhallte.

Um das Schirmhaus wurde es lebendig. Zwei baumlange Knechte traten aus dem Stall, welcher dem Hauptgebäude gegenüberlag, und wandten sich nach der Kapelle. Bald danach entrann aus dem letzteren ein buntes Gemisch von Menschen, an die zwanzig an Zahl, die dem Meistern folgten. Säumer und Händler waren es zumest, die im Schirmhaus gestopft hatten. Aber auch zwei wildblühende Gesellen in verschliffenem Soldatenwams waren dazwischen zu Gast gewesen, ein Bettelmönch mit wunden Füßen und von hungrigem Aussehen schritt hinter ihnen her zum Kirchlein, und als letzter folgte ihnen Herr Matthias Jursch, der weise Landtschreiber von Uri, den ein hochpolitisches Geschäft nach Bünden rief und der es nicht verschmäht hatte, seinen hageren und in würdige schwarze Tracht gekleideten Leib auf dem Stroh des Hospizes zur Ruhe zu legen.

Eine halbe Stunde dauerte die Andacht in der Kapelle.

Währenddessen war in der geräumigen Gaststube des Schirmhauses ein Mädel in edelmütigen Geschäften. Tonia, der Knecht, den der Mönch noch von den Mailändern übernommen und der Koch und Kellermeister, Spülmagd und Hausknecht und noch vieles mehr in seiner eigenen, verschliffenen, huddigen Person vereinigte, richtete das Morgenmahl. Er hatte die gehörige Anzahl irdener Teller und zinnerner Köffel auf den langen, weißgeschwänzten Tisch, an welchem die ungeschlachten Bänke standen, gesetzt. Ein paar Laibe Schwarzbrot lagen davor, und ein mächtiger Käse, der aus Ursern stammte, hatte des aufschneidenden Messers.

Prüfenden Blicks überschaute der häßliche Weltsche seine Stube. Der Raum lag zu ebener Erde und war so düster wie der ganze Bau. Drei Wände waren fensterlos, der vierten vergitterte, kleine, halbblinde Scheiben gingen nach vorn und schauten auf die Holzsäulen, welche hier den überragenden Oberbau des Hauses trugen. Die Einrichtung der Stube war die einfachste. Sie bestand aus dem Tisch, den Bänken, ein paar schweren Stühlen und einem Stamin aus Granitplatten. Rohes Balkengefüge bildete die Wandung; der tannene Boden war mit Sand bestreut.

Des Welschen Musterung hatte ihn belehrt, daß er unterlassen, dem Ehrengaste der vergangenen Nacht seinen Platz zu richten. Dem wohlbestallten Schreiber der höchsten uralten Behörde stand das vornehmste Trinkgefäß des Hospizes, die ohrentragende Tasse, zu. Der Knecht setzte die irdene Reliquie mit einer gewissen Feierlichkeit zu Säulen des Tisches nieder, rückte einen der schweren Stühle heran und verließ dann erst, seines Weiles zufrieden, in Holzschuhen klappernd, die Stube.

Kurz nachher füllte sich die Stube mit lärmendem Reisepöbel. Geräuschvoll nahm Mann um Mann am Tische Platz. Der Landtschreiber war der letzte, der in seiner für die Bergfahrt fast zu steifen Gewandung sich in würdiger Haltung auf seinen Sitz begab.

Indessen war Tonia, der Knecht, schon mit einer Melker schäumender Milch erschienen. Er füllte mit seiner Holzkeule Herrn Matthias Trinkgefäß zuerst und schöpfte darauf jedem der Männer seinen An-

104 Und als er gerundet hatte, stand der hohe Mönch in der Türe.

Der Vater trat an das untere Ende des Tisches, die Hände über der Brust gekreuzt, auf die der dumde Bart in weichen Wellen niederfiel.

„In nomine Deo!“ sagte er mit einer Stimme die selbst in ihrer Ruhe wie ein leiser Ergözen in den Ead scholl.

„In nomine Deo!“ wiederholte der Schreiber, und ihm folgend faltete die Tischrunde mehr oder minder andächtig die Hände zum Eßpruch.

Als der Kapuziner das Haupt hob, ging am Tisch das Köpfeln an.

„Wollt nthalten, Vater Isidor.“ lud Herr Matthias ein.

„Ich habe gegessen.“ entgegnete der andere freundlich, während er sich dem Schreiber näherte. Als er durch die Stube schritt, hing manch ein Auge in Staunen an dergewaltigen Gestalt. Die braune Kutte hob den hohen Busch des Mönches und verborg den mächtigen Bau der Glieder nicht. Auf dem Leib saß ein Kopf, mild und ernst wie der eines Heiligen, und auf der noch jungen Stirn thronte eines Alten Weisheit. Das scharf und kräftig geschnittene Antlitz schaute bleich aus braunem Haupt und Barthaar. Die braunen Augen blickten mild und zwingend zugleich.

Herr Matthias lächelte gnädig, als der Vater sich neben ihm auf einen Stuhl niederließ.

„Ihr bietet uns laßamen Morgenbrant, frommer Vater.“ schmarte er.

„Ich biete, was Sankt Gotthard gewährt.“ war die Antwort.

Darauf wurde das Gespräch allgemein. Der und jener vertiet Weg und Ziel und heischte des Gastgebers Rat auf weitere Fahrt.

Gelassen und klar gab er einem jeden zu Rath und frommen Bescheid.

Nach einer Weile riß Herr Matthias die Unterhaltung wieder an sich.

„Saget mir, Herr Vater, redet das Gerücht nicht zu viel, das besagt, Ihr kenne alle Mittel der Heilung und stehet wider jede Krankheit, ja selbst gegen das Sterben hiezulande?“

Der verborgene Spott in des Urners Rede kimmerte den Mönch nicht.

„Menschenmacht hat enge Grenzen.“ sagte er. „Wenn Gott nicht will, ist mein armus Wissen wie Dampf im Sturm. Wenn das Gerücht sagt, daß ich Kräuter und Wurzeln kenne und zu nützen weiß, so hat es nicht gelogen. Zuweisen ist mir ein böses Uebel zu bannen gelungen. Wollt Ihr verweilen, Herr Landschreiber, so mögt Ihr wohl auch heute allerlei Volk gewahr werden, das den Weg hier herauf nicht scheut, mir Rätsel aufzugeben. Solche Rätsel zu lösen des Leibes wie der Seele, das ist mein Tagewerk geworden.“

„So seht Ihr täglich Kunden?“

„Im Sommer, ja!“

„Und es wäre wahr, daß die Leute Euch zulaufen von Urfern, dem Was ist, den Bindner Bergen?“

„Sie kommen! — Selber von Uri, Herr!“ lächelte der Mönch.

Der hegere Schreiber begann sich, daß er ein leidend Ehegelponts zu Hause gelassen, obwohl er sonst auf Reisen gerne dieses Umstands vergaß. Hier war ihm Gelegenheit, auf bequeme und wohlfeile Weise ein Poßent für seine Gestränge zu erwerben, und Herr Matthias versprach sich von der Arznei für den fichen Leib auch einen günstigen Einfluß auf den selten zu freudlichem Empfang geneigten Sinn seiner Frau Liebsten. Eben wollte er dem Mönche sein Anliegen vorbringen, als Tonio eintrat und sich an seinen Herrn machend, ihm etwas ins Ohr raunte.

Der Vater erhob sich.

„Meine ersten Kranken.“ sagte er, indem er sich gegen die Türe wandte. Neugierig folgte ihm Herr Matthias kurz nachher hinaus.

Auf den Granitplatten vor dem Haus hatten vier Träger eine Art Bahre niedergelassen. Ueber diese war der Mönch gebeugt, als der Urner in die Türe trat. In scharfer Andacht, als erwarteten sie einen Zauber zu sehen, standen die vier Männer um den Arzt. Nach einer Weile richtete sich der Vater auf. Der Urner sah ein Mädchen auf der Bahre liegen, obgekehrten Leibes, mit eingesunkenen Wangen, auf denen heiße Fiebertropfen blühten.

„Ihr kommt von Jaido?“ wandte sich der Mönch an die Träger.

Einer der Männer, ein weißhaariger Alter, der mit ängstlicher Spannung auf des Arztes Entschid über seine Kranke wartete, bestätigte die Frage.

„Wir sind die Nacht gewandert, Herr.“ berichtete er. „Und zitternd fügt er hinzu: „Wolltet Ihr helfen?“

„Das Kind ist Eure Enkelin.“ forschte der Mönch weiter.

„Ja, Herr! Sie und ich sind allein. Sie ist die Freude des Dorfes gewesen, bis im Frühjahr die Krankheit an sie kam. Darum sind diese — er wies auf die Genossen — „mit mir gezogen.“

„Wollt Ihr helfen.“ wiederholte er dringlich.

Der Vater wuntte, daß sie die Bahre an der Stelle trugen, wo das fröhe Gold, aus dem schneeige Faden quellend, warm und voll Glanz auf steinigem Boden spielte.

Dort wies er auf das leise sich färbende Antlitz des vor Ermattung schlummernden Mädchens.

„Luft und Licht müßt Ihr der Kranken geben und mit Ihr von eurem Orte weiter südwärts gehen, als Ihr gestern und heute gegen Norden gezogen seid! Seid Ihr frei, zu hausen, wo Ihr wollt!“

Der Alte fuhr sich dur chdas bleiche Haar und gab Bescheid.

„Ich habe viele Jahre gearbeitet. Nun darf ich ruhen, wenn ich will. Ich muß nicht sorgen!“

„So wendet Euch mit dem Mädchen zum langen See, sucht einen stillen Ort, den die Winde meiden und — so Gott will — wird sie Euch wieder gesund.“

Der welsche Bauer war enttäuscht.

„Und Ihr gebt ihr nichts?“ fragte er.

„Mein Rat ist mein Mittel.“ antwortete der Mönch.

Der andere sagte seine Rechte.

„Legt Eure Hand dem Kinde auf die Stirn, Herr! Ich flehe Euch an! Euer Griff ist heilig und macht sie gesund.“

Unwillig befreite sich der Vater von dem Dränger.

„Narr, was redest du? Ich bin ein Mensch wie du!“

Damit verließ er wie in Ungeduld die Gruppe und schritt nach dem Hause.

Kurz darauf holte Tonio die Welschen mit ihrer Kranken dorthin, daß sie sich erquiden, ehe sie den Rückweg antraten.

Herr Matthias suchte indessen und fand den Mönch in einem kleinen Raum, welchen dieser allein bewohnte. Der seiner Würde bewusste Schreiber hatte die Türe ohne weiteres geöffnet und trat ein, als er seinen Gastgeber erblickte.

Vater Isidor wandte sich ab von dem vergitterten Fenster, an dem er gestanden, und maß den Eindringling mit einem Blick, der diesen so aus der Fassung brachte, daß er eine späte Entschuldigung sammelte.

„Ihr wolltet?“ fragte der Mönch.

Des Urners Blick irrte durch die Zelle. Rohe Bretter liefen an den Wänden und trugen schwere Bücher und Schriften. Ein Kasten und eine Truhe verhten ihren Inhalt nicht. Dort mochten die Arzneien des Kapuziners ruhen. So viel erschachte Herrn Matthias' Auge, ehe er des andern Frage erwiderte.

„Ich bin gekommen, Euch Dank zu sagen für Obdach und Nahrung und Abschied zu nehmen, da ich talwärts zu steigen gedenke. Vorher hätte ich noch eine Bitte an Euch, hoher Arzneikundiger. Es ist mir soeben ein Beweis geworden von dem Vertrauen, das die in Eure Kunst begen, welche zu Euch kommen, und meine eigene fiducia ist mächtig gewachsen.“

„Das, was Ihr Vertrauen nennt, das möchte mir mein Wissen verleiden.“ sagte der Vater. „So ist das Volk! Ueberrationalches suchen sie in mir und messen mir Kräfte bei, die ich nicht habe noch mir andichten lassen will.“

Herr Matthias lächelte mit dünnen Lippen.

„Das Volk will seine Gopen haben, die es anbetet. Ihr seid auf gutem Wege, frommer Vater, dieser einer zu werden.“

Des Priesters Auge ging ruhig über des Urners spöttische Züge.

„Ihr irrt, Herr, ich lasse mich nicht anbeten! — Doch — Ihr kommt um meinen Rat —“

Der Schreiber kramte sein räthselhaftes Anliegen

aus, und der Mönch, nachdem er ihn ruhig angehört hatte, versprach ihm ein wohlthuendes Tranklein für sein krankes Weib, das er bereithalten werde, wann Herr Matthias auf seiner Rückreise abermals im Hospiz einklebe.

Eine halbe Stunde später zog der Landschreiber mit zwei Gefährten talabwärts. Vor ihm noch hatten die übrigen Gäste der Nacht die Berghöhe verlassen.

Für eine Stunde oder länger war das Schirmhaus leer. Dann aber nahen andere Wanderer. Nicht wenige kamen, um Vater Isidors Rat und Hilfe. Und des Mönches Tagewerk war ein Trost und Hilfspenden.

Darüber verstrich der strahlende Julitag. Auf der Berghöhe wurde es still, und das Hospiz lag in dämmenden, fast kalten Schatten. Es hatte zur heutigen Nacht wenigen nur Herberge zu bieten, wenn nicht mit Einbruch des Dunkels noch weitere Gäste herauf sich fanden.

Ueber den steinig Pfad, der neben den toten Felsen hinlief, wandelte der Mönch, in Sinnen versunken. In der Tiefe des Wassers, von dem die Sonne kaum die Eisbände gelöst hatte, brannte ein glühroter Widerschein, der Abglanz der Liebe, die noch auf den Steintürmen in der Munde flammte. der Schreitende genoß die erlöschende Pracht. Aber die heimlichen, lichtzerstörenden Schatten wuchsen. Im Nordgellüst branten sich weiße Nebelwolken zurecht.

Dort, wo der ebene Pfad in plötzlichem Abfallen in den Felsen verschwand, tauchte die Gestalt eines Hirten auf. Fast hastigen Schrittes erteichte er die Höhe. Nun suchte sein heller Blick das im Dämmern stehende Hospiz. Er verbielt den Schritt und fuhr mit der gebräunten Hand über die schweißnasse Stirn. Wie um die letzte Spur von Aufregung zu verwinden, redete er die schlante trüftige Gestalt. Aus dem braunen Hemde mit der über den Rücken hängenden Kapuze schaute ein festes, abschließendes Haupt. Das junge Gesicht zeigte grobe, offene Züge; auf der Oberlippe leimte brauner Flaum. Felix, der Knecht des Talvogts, war kein übler Geselle, vielmehr geschaffen, Weiberköpfe zu verdrehen.

Der Hirt setzte seinen Hiltweg fort. Dann sah er vor sich den Mönch, welcher langsam, das dunkle Haupt auf der Brust, gegen ihn heranschrift. Beschlügelten Fußes überwand er den letzten Raum, den ihn von jenem trennte. Der schaute erst auf, als der Bote vor ihm stand. Dann haften sein ruhiges Auge auf den jungen erwogten Zügen mit so scharfem Blick, daß dem Hirten zumute war, als brauche er nicht mehr zu reden und habe der andere jedes zu sprechende Wort schon aus dem Gesicht gelesen.

„Red!“ sagte aber der Mönch.

Und der Knecht, noch leuchtend vom Lauf, gab Bericht: „Herr, Eure Mutter entbietet Euch Botschaft, daß der Talvogt von Urfern zu Mittag gestorben ist!“

Ein Staunen leuchtete blähtig in des Vaters Antlitz auf. Wie ein Seufzen der Befreiung brach es von ihm. Im nächsten Augenblick war die Wollung begangen.

„Kom!“ gebot er dem Hirten, ohne eine einzige weitere Frage zu tun.

„Equide d'ch.“ mahnte dort der Vater den Knecht und weiter befohl er:

„Dann eile, haste deinen Weg zurück, wie du hierher stiegst, Brader! Sage der Talvögtin, meiner Mutter, daß ich noch diese Nacht bei ihr sein werde!“

Das kurze Lob, das in dem Gebote lag, hatte dem Mönchen das Blut in heißer Freude zu Herzen getrieben. Er stürzte einen Becher Weines, welchen Tonio ihm bot, hinunter. Dann beugte er lachenden Blickes das nackte, gebräunte Knie.

„Herr, gebt mir Hymnegen!“

Des Mönches weiße Hand legte sich in sein blondhaar.

„Sankt Gotthard walte über deinem Niederstieg.“ sagte er leise.

Staunt, daß er geendet, eilte der Knecht davon. Da rüstete sich Vater Isidor zur Nachtfahrt nach Urfern. Er rüstete eilig, als ob es ihn innerlich dorthin dränge.

Eine kurze Weile später schwebte seine Fackel über dem Weg, wo dieser, in Felsen sich windend, verschwand.

(Fortsetzung folgt).